

Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 2 (1929-1930)

Heft: 8

Artikel: Lehrer-Affekte [Schluss]

Autor: Guyer, W.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-851170>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

schen Welt Gottes Königreich zu sehen, dessen Bürgerrecht sie sich würdig erweisen müssen; wo der Sonnenauf- und -Untergang und die stille Pracht der Sterne nicht täglich unbeachtet gelassen werden, wo Blumen- und Fruchtfeste der Natur vom Menschen freudig be-

grüsst werden, und wo der Junge und der Alte, der Lehrer und der Schüler am selben Tisch sitzen und gemeinschaftlich am täglichen Brot und am Mahl ihres ewigen Lebens teilnehmen.

Lehrer-Affekte.

Von Prof. Dr. W. Guyer, Rorschach.

(Schluss)

Es fehlt uns aber noch, und damit kommen wir zum Schluss unseres allgemeinen Affektkatalogs, die letzte affekterregende Quelle, nämlich die Beziehung des Ich zu sich selbst. Eigentlich ist davon schon manches vorausgenommen; die aus dem Gefühl innerer oder äusserer Unzulänglichkeit entspringenden Affekte enthalten immer auch schon das Motiv der Unzufriedenheit mit sich selbst. Ungleich schwerer aber wird der Konflikt, wenn er ausdrücklich im Kampfbereich des *Gewissens* steht, wenn das Bewusstsein des Nichtgenügens vor das Forum der höhern Distanz tritt: du solltest. Die Verantwortlichkeit vor dem bessern Ich ist der tiefste und unbarmherzigste Affekterreger.

Der Mensch hat zwar die Fähigkeit, unangenehme Tatsachen aus dem Bewusstsein zu verdrängen, aber er ist ihnen damit nicht weniger ausgeliefert, sie plagen ihn aus den Tiefen seiner Seele, in Träumen, Symbolen, Stimmungen, vor allem aber in einer neuen Form der Angst. Diese Angst ist eine schlimmere als die aus blosser unabänderlicher Minderwertigkeit entspringende. Ein Schwerhöriger oder Nervenkranker kann nichts dafür, dass er nicht vollwertig dasteht, den Delinquenten vor dem kategorischen Imperativ hingegen grinst seine eigene Schwäche und Bosheit unbarmherzig an, und wo sich dieses Schuldgefühl fortwährend häuft, verdichtet sich auch die Straferwartung zur eigentlichen Angst oder Aengstlichkeit vor der ganzen Welt. Ich kann auf die krankhaften Aeusserungen des Schuldaffektes hier nicht eintreten. Neurose als Flucht in die Krankheit zur Vermeidung neuer Konflikte und trotzdem wieder Beanspruchung allseitiger Aufmerksamkeit, Zwangsvorstellungen in dem Sinn, dass einer vor Angst resp. Straferwartung keinen Dohlendeckel auf der Strasse, keine Strassenkreuzung, keine Brücke passieren kann, dass er sich abends ängstlich einschliesst oder übertrieben vor Krankheiten schützt, weil er sie im Angstaffekt ständig erwartet — all das sind Wirkungen der Beziehung des Ich zu sich selbst, des Verantwortungsbewusstseins. Wiederum treten diese auf, und wiederum gibt zu solcher Verantwortung vor sich selbst der Lehrerberuf reichste Gelegenheit. Zwar auch der Kaufmann steht ständig Menschen gegenüber, aber sein Tauschhandel ist ein Prozess, der

nicht an den seelischen Besitzstand rührt. Sogar der Seelsorger ist im schlimmsten Fall Gott, aber nicht dem widerspenstigen Schäflein verantwortlich; der Erzieher hingegen steht ständig den ihm anvertrauten Kindern in uneingeschränkter Verantwortung gegenüber, auf ihm lastet der Druck jedes Fehlers, der sich so leicht aus der Labilität des Kindes, aus der Vielheit der Schüler und der Schwierigkeit des Verstehens jedes Einzelnen ergibt. Man nehme nun noch ein empfindliches Gemüt, eine leicht reizbare Konstitution oder irgendwelche körperliche Leiden hinzu, so wird zusammen mit jenem Verantwortungsdruck die Möglichkeit einer ungewöhnlich reichen Affektskala für den Lehrer zugestanden werden müssen. Es tönt denn auch von irrenärztlicher Seite her, der Lehrerberuf scheine zum Irrsinn zu disponieren. Eine Statistik der Leipziger Schulärzte aus dem Jahr 1895 soll festgestellt haben, dass 22,5 % der Volksschullehrer an nervösen Störungen leiden, eine weitere Umfrage ergab sogar, dass von 305 Lehrern nur 15 % nicht nervös waren.*) Hoffentlich gelten diese Zahlen für unsere mehr ländlichen Verhältnisse nicht, zu denken geben sie immerhin.

Wenn ich nun die möglichen Blößen für Affektentstehung beim Lehrer aufdeckte, so liegt es mir nun auch ob, mit einigen Vorschlägen zur Affektverhütung vor Sie zu treten. Zur Ueberleitung möchte ich ein Beispiel musterhaften erzieherischen Verhaltens vorführen, das bei scheinbar unvermeidlichen Affektaufreizungen völlig korrekt dasteht. Ich entnehme es einem Artikel von F. Künkel über „die therapeutische Praxis“ in der Zeitschrift „Schule und Leben“, Heft 10, Berlin 1927, S. 16 ff.

Berta ist ein frisches und schnippisches Mädchen von 13 Jahren. Sie ist eine Gewohnheitsdiebin, und ausserdem wird ihr zur Last gelegt, dass sie in einer Pflegeanstalt, jedesmal, wenn sie Postdienst hatte, eine Reihe von Briefen, die für ihre Kameradinnen bestimmt waren, verschwinden liess. Im übrigen aber ist sie gesund und kräftig, lernt gut, ist die Anführerin eines Kreises von Freundinnen, und fiel nur öfters dadurch auf, dass sie auf Schulausflügen die Spielverderberin machte.

Sie ist die jüngste von sechs Geschwistern. Ihre vier Brüder sind sämtlich ordentliche Leute, die schon Geld verdienen. Die älteste Schwester, die als etwas nervös geschildert wird, führt den Haushalt, da die Mutter seit 10 Jahren tot ist. Der

*) Ludwig Frank, Seelenleben und Erziehung, Zürich 1920.

Vater ist ein gelernter Arbeiter und verdient ziemlich gut. Er legt Wert darauf, dass es in seiner Familie ordentlich und exakt zugeht. Gelegentlich greift er mit grosser Strenge zu, wenn er Unregelmässigkeiten auf die Spur kommt. Sonst aber lässt er einen jeden treiben, was er will.

Er hat schon mancherlei mit seiner missratenen Tochter versucht. Zuerst hatte er sie geprügelt, wenn sie stahl. Dann hat er sie eingesperrt, einmal sogar mehrere Tage lang bei Wasser und Brot. Dann gab er sie in eine Anstalt, von wo sie aber nach sechs Wochen als unverbesserlich zurückgeschickt wurde. Schliesslich griff die Jugendfürsorge ein, als Berta einer Schulfreundin einen grösseren Geldbetrag aus deren Wohnung entwendet hatte.

Auf die Frage, warum sie denn immer wieder stehle, gab Berta die Antwort: „Das weiss ich nicht, das müssen Sie wissen, wozu haben Sie denn sonst studiert.“ — Und sie hatte recht. Denn wüsste sie es, so wäre diese Untersuchung gar nicht erst nötig. Sie weiss es also nicht, aber in ihren Worten und ihrer Haltung gibt sie, ohne es zu ahnen, doch gerade die Aufklärung, nach der man sie fragt.

Sie trägt unverkennbar die Geste einer kämpferischen und siegessicheren Revolutionärin zur Schau. Wer sich dadurch bestigt oder aber in seiner Autorität bedroht fühlen würde, würde ihr nicht helfen können. Sie würde mit ihm verfahren, wie sie bisher mit allen verfuhr, würde ihn zu Strafen und immer härteren Strafen zwingen, und in wenigen Tagen wären seine disziplinarischen Mittel erschöpft. Er stünde machtlos am Ende seiner pädagogischen Kunst, und es bliebe ihm nichts übrig, als sich auf die bössartige Veranlagung des Kindes zu berufen, um seinen eigenen Bankerott nicht eingestehen zu müssen.

Das einzig mögliche ist, die kleine Sünderin freundlich und geduldig auf den wahren Sachverhalt aufmerksam zu machen. „Du redest so, weil du mir zeigen willst, dass du keinen Funken Respekt vor mir hast.“ — „Habe ich auch gar nicht.“ — „Und brauchst du auch nicht.“ — „Na also.“ — „Sondern im Gegenteil, du willst beweisen, dass du machen kannst, was dir beliebt.“ — „Kann ich auch.“ Sie wendet sich trotzig ab und schaut aus dem Fenster. Das ist der erste Erfolg der Unterhaltung. Sie hat einen ihrer Trümpfe aufdecken müssen.

Der Therapeut erklärt ihr weiter, dass sie immer, wenn sie mit einem Erwachsenen zusammenkommt, es darauf anlegt, ihn zu besiegen; sei es, dass sie ihn durch ihr keckes und schlagfertiges Wesen zum Lachen oder zur Bewunderung zwingt, oder sei es, dass sie ihn ärgert, bis er seine Wut an ihr auslässt, — und bis er seine Ohnmacht knirschend einsehen muss. Denn sie ist nicht klein zu bekommen. In der Anstalt hielt sie regungslos still, als man sie prügelte, sie hungerte und liess sich einsperren, alles mit dem gleichmütigen Gesicht eines Indianers, der am Marterpfahl steht. Denn unberührt bleiben durch die Strafen, das ist gerade die Waffe, durch die man seine Peiniger besiegt.

An dieser Stelle der freundlichen Auseinandersetzung warf sich Berta plötzlich auf den Teppich und brach in ein endloses Gelächter aus, das immer krampfhafter wurde, je länger es dauerte. Gleichzeitig fing sie an, den Teppich mit ihren Stiefeln zu bearbeiten, als ob sie ihn zerreißen wollte. Der Therapeut erklärte ihr in immer gleicher Freundlichkeit, es müsse doch wohl richtig sein, was er ihr gesagt habe, sie sei etwas ratlos und hole nun ihre anderen Waffen im Kampfe gegen die Erwachsenen vor. Anstatt den Teppich zu verderben, kömte sie z. B. auch die Vase vom Tisch werfen oder die Lampe zerschlagen.

Jetzt stand sie auf, war totenblass und sagte mit tonloser Stimme: „Ich werfe Ihnen Ihre Bücher an den Kopf.“ Die tiefe Erregung des Kindes liess erkennen, dass eine erste Entscheidung nahe bevorstand. Wenn der Therapeut jetzt versagte, war auf lange Zeit hinaus alles verdorben.

Er reichte ihr ein Liliputwörterbuch, das vor ihm auf dem Schreibtisch lag, und sagte mit unveränderter Freundlichkeit: „Nimm die kleinen Bücher zuerst.“ — „Fällt mir gar nicht ein, immer zu tun, was Sie wollen.“ — „Nein, tue, was du willst. Aber es ist gar nicht wahr, dass die Erwachsenen deine Feinde sind. Du machst sie nur dazu, weil du durchaus Krieg mit ihnen führen willst. Und ich denke, du musst sehr böse mit mir sein, weil ich den Krieg nicht mitmache. Aber es ist doch langweilig, immer und ewig Krieg zu führen, nur um allen zu beweisen, dass man ihnen überlegen ist.“

Das Mädchen benahm sich von nun ab völlig apathisch und hörte kaum noch zu. Sie wurde bald darauf freundlich nach Hause entlassen und aufgefordert, am nächsten Tage wiederzukommen, weil man sich mit ihr darüber unterhalten müsse, ob die Erwachsenen wirklich ihre Feinde seien oder nicht.

Am Abend sandte sie durch ihren Bruder ein Briefchen, in dem stand: „Sie haben sich vollständig in mir getäuscht, es ist alles genau anders, als Sie gesagt haben. Aber Sie werden mich nie verstehen. Und darum sind Sie mein Feind.“ Das war ein krampfhafter Versuch, wenigstens aus der Ferne ihre erschütterte Position aufrechtzuerhalten.

Die psychologische Lage war jetzt klar. Es kam darauf an, die feindselige Haltung des Mädchens in eine freundliche zu verwandeln und aus der Neinsagerin eine Jasagerin zu machen. Das aber konnte nur gelingen, wenn man alle Unfreundlichkeiten, die sie mit grosser Geschicklichkeit herausforderte, sorgfältig vermied, und ihr so allmählich die Erfahrung übermittelte, dass die Menschen durchaus keine Raubtiere sind.

Berta kam viermal wöchentlich je eine halbe Stunde. Die Besprechungen zwei und drei verliefen äusserlich sehr friedlich. Innerlich waren sie durch die Versuche der Patientin charakterisiert, ihre Mitmenschen, besonders Eltern, Geschwister und Lehrer für ihr (der Patientin) Verhalten verantwortlich zu machen.

In der vierten Besprechung erklärte sie schliesslich: „Die Erziehung hat mich zu dem gemacht, was ich bin. Das wissen Sie doch selber genau so gut wie ich.“

Wer sich hier auf eine Diskussion über Ursache und Wirkung oder gar über Schuld und Sühne eingelassen hätte, wäre auf die unbewusste Kriegslist der Patientin hereingefallen. Er würde im Irrgarten der Widerstände am Gängelbände philosophischer Spitzfindigkeiten hin- und hergezerrt worden sein, und das Gespräch würde nicht seinen pädagogischen Absichten, sondern ihrem Geltungsbedürfnis gedient haben.

Die analytische Frage lautet nicht: „Was sagst du, und ist das richtig, was du sagst?“, sondern „warum sagst du das, was du sagst?“ Und die Antwort ist leicht zu geben: „Du sagst das, um dich nicht ändern zu müssen. Aber die Frage ist gar nicht, wo die Schuld an dem Unglück liegt, sondern wie man das Unglück beseitigen kann.“ Die Patientin erwiderte selbstverständlich sofort: „Mein Unglück kann überhaupt niemand beseitigen.“

„So sagt man, wenn man Angst vor der Aenderung hat.“ — „Ich habe überhaupt keine Angst.“ — „Niemand gibt gern zu, dass er sich geirrt hat, und das müsstest du zugeben.“ — „Ich irre mich nie!“ — „Man irrt sich aber, wenn man sich immer so benimmt, als ob alle Menschen Feinde wären. Denn das sind sie gar nicht.“ — „Die Menschen sind entweder meine Feinde oder Idioten.“ — Ihr Ton wurde gereizt, sie ging zum Angriff über, weil die Waffen ihrer Verteidigung erschöpft waren. Der Therapeut sagte ruhig: „Die meisten Menschen sind weder Feinde noch Idioten.“ Da brach ihre Ungeduld durch. „Sie aber sind beides zugleich! Sie sind mein Feind und ein Idiot obendrein!“ — „Das sagst du, damit ich böse werde, aber wenn ich böse würde, hättest du recht, ich wäre dein Feind und ein Idiot. Aber es ist doch zu klar, dass du die Menschen ärgerst, um selber recht zu behalten, und weil das klar ist, kann man sich nicht mehr über dich ärgern.“

„Aber der Lehrer X. und die Lehrerin Y. und mein Vater

und die andern alle, die ärgern sich ganz schrecklich über mich.“ — „Die werden allmählich auch dahinter kommen, dass du das nur tust, um ihnen überlegen zu sein. Und schliesslich wirst du es vielleicht sogar selber einmal merken.“ — „Das weiss ich längst, aber die andern merken es nicht. Ich stelle es viel zu schlau an. Ich weiss nämlich so genau, wie man es machen muss, dass sie sich ärgern.“ —

Damit war eine Art von Gauner-Gemeinschaft zwischen der Patientin und dem Therapeuten hergestellt. Aber es wäre falsch gewesen, sie darauf aufmerksam zu machen, dass sie nur aus Geltungsbedürfnis ihre Einsicht in den geheimen Sinn ihres Verhaltens zugestanden hatte.

Die nächsten Gespräche beschäftigten sich mit der Klarlegung der Mittel und Wege, die die Patientin anwandte, um den Erwachsenen überlegen zu sein. Viele Einzelheiten, deren geheimer Sinn ihr bisher nicht klar gewesen war, z. B. auch die Briefdelikte, stellten sich als Schleichwege im Dienste des Geltungsbedürfnisses heraus. Sie fühlte ihre Macht über die anderen ausserordentlich stark, wenn sie die Briefe in der Tasche hatte, auf die die anderen so sehnsüchtig warteten. Und bald wurde auch klar, dass die Diebstähle den gleichen Sinn hatten.

Berta stahl, um im Augenblick der Tat ein Gefühl von unbeschränkter Herrschaft über die gestohlenen Dinge und auch über die bestohlenen Menschen zu geniessen. Und in einigen Fällen ging sie sogar kurze Zeit darauf hin, um in scheinbarer Reue ihre Schandtät einzugestehen. Das klärte sich nun auf als ein doppelter Schritt zur heimlichen Ueberlegenheit. Denn zu dem Triumph des gelungenen Diebstahls kam noch der Triumph hinzu, dass die Erwachsenen dem ganzen Vorfall, der Tat und der Beichte, ratlos und verständnislos gegenüberstanden. Sie schwankten dann in etwas kläglicher Weise zwischen Entrüstung, Rührung, Mitleid und Grauen hin und her. Und die Patientin hatte das erhebende Gefühl, ein kleines Weltwunder und ein Dämon und eine bedauernswerte Kranke zugleich zu sein.

Dieser Teil der Aufklärung hätte nicht zustande kommen können, wenn nicht vorher ein entsprechender Teil des Widerstandes abgebaut worden wäre. Denn der Mut, der zum Eingeständnis und zur ruhigen Besprechung solcher Einzelheiten gehört, stellt sich erst ein, wenn ein Stück der ängstlichen Abwehr gegen den Partner, und damit auch der Abwehr gegen das Leben, überwunden worden ist. Ohne diese Ermutigung hätte eine solche Darlegung niemals die Zustimmung und das innere Verständnis der Patientin gefunden. So aber waren die Enthüllungen dieses raffinierten Lebensplanes mit vielen Heiterkeitsausbrüchen der entlarvten Diebin verbunden. Manchmal tanzte sie wie erlöst im Zimmer herum und rief: „Ja, das stimmt, das stimmt, darum habe ich es getan!“ Dann aber traten, wie zu erwarten war, etwa in der siebenten Besprechung noch einmal heftige Widerstände auf.

Sie verstummte plötzlich, war wie geistesabwesend und hatte öfters Tränen in den Augen. Ein Traum, den sie drei Tage vorher erzählt hatte, verriet den Grund dieser Aenderung. Der Traum lautete: „Ich spiele auf einer Wiese mit einem jungen Ochsen, lange geht es sehr gut, und ich wundere mich schon darüber, plötzlich aber wird der Ochse wütend und rennt mich um.“

Der Therapeut übersetzte ihn, soweit es die Lage erforderte: „Du hast Angst, dass ich dich verrate, weil du dich so weit mit mir eingelassen hast.“ Sie nickte stumm und war wieder dem Weinen nahe. „Dann wäre ich freilich ein Ochse“, sagte der Therapeut, „aber warum sollte ich dich auch verraten. Du kannst doch gelegentlich deinen Angehörigen selbst erzählen, wie alles zusammenhängt. Je besser sie es verstehen, um so besser ist es für dich. Sie werden dann nicht mehr denken, dass es sich um Schlechtigkeiten handelt, sondern werden einsehen, dass da nur von Irrtümern die Rede sein kann, die man schleunigst beseitigen muss. Es kommt ja sowieso nicht darauf an, aus welchem Grunde man etwas verkehrt macht, sondern nur darauf, wie man das Verkehrte in Ordnung bringt.“ Da lachte sie leise

und sagte: „Der Ochse hatte auch eine Brille auf, genau wie Sie.“

Damit war dieser Teil des Widerstandes überwunden, aber ein neuer und noch wichtigerer erhob sich unmittelbar darauf.

Die Schwester hatte gesagt: „Jetzt wirst du hoffentlich langsam Vernunft annehmen, wenn der Psychologe dir richtig den Kopf zurechtsetzt.“ Darüber war Berta ausser sich. Niemand solle denken, sagte sie, dass sie sich jemals ändern werde. Sie lasse sich den Kopf nicht zurechtsetzen. Sie werde den Erwachsenen noch zeigen, was für ein Teufel in ihr stecke! — Der Therapeut begrüßte diese Wendung freudig. Denn nun trat ein wesentlicher Bestandteil des abwegigen Lebensplanes hervor, der bis dahin noch nicht zur Sprache gekommen war: der Konkurrenzkampf mit der älteren Schwester.

Hier sprangen die stärksten Affekte auf. „Lieber stehle ich weiter und lasse mich ins Zuchthaus sperren, als dass ich meiner Schwester den Triumph gönne, dass ich ein anständiges Mädchen werde.“ Der Hinweis, dass ihr eigenes Lebensglück doch vielleicht wichtiger sei als die Gedanken der Schwester, blieb diesen Zornausbrüchen gegenüber fruchtlos. Etwa eine Woche lang bewegten sich die Besprechungen ohne merkbaren Fortschritt um das Thema des Hasses gegen die Schwester. Aber schliesslich kam das entscheidende Erlebnis zustande.

Berta hatte zum ersten Male seit dem Beginn der Kur wieder etwas gestohlen, und zwar hatte sie ihrer Schwester einen silbernen Fingerhut aus dem Nähkasten genommen. Das war ein Erbstück von der Grossmutter und verkörperte in den Augen des Kindes die hausfrauliche Gewalt. Der Therapeut sagte ihr: „Du möchtest selber Hausfrau sein, wie es deine Mutter und Grossmutter war. Und darum gönnst du deiner Schwester diese Würde nicht.“ — Berta starrte ihn an und brach dann in ein wütendes Schluchzen aus. „Natürlich! Ja! Sie soll nicht immer kommandieren! Und Sie sollen auch nicht so auf Ihrem Stuhle sitzen, als ob Sie alles wüssten wie der liebe Gott! Ich lasse es mir nicht mehr gefallen! Meinetwegen schlägt mich tot! Aber gefallen lasse ich es mir nicht!“

Das war die Krisis. Wer sie einmal miterlebt hat, erkennt sie sofort und verwechselt sie nie mehr mit hysterischen Ausbrüchen und sentimentalen Ergüssen. Wenn in einem solchen Augenblick auch nur ein Fünkchen von moralisierender Ueberlegenheit auf seiten des Therapeuten vorhanden ist, gestaltet sich die Krisis zur Katastrophe. Das Kind würde sich dann in einen masslosen Trotz hineinsteigern und seiner Feindseligkeit gegen die Erwachsenen vielleicht in regelrechten Verbrechen Ausdruck geben.

Andererseits wäre die besorgte Anteilnahme, etwa das so beliebte gefühlvolle Freundschaftsbündnis, eine ebenso grosse Ver-sündigung an der Würde des Kindes. Die Patientin muss den entscheidenden Schritt selbständig tun. Darum ist die einzig richtige Haltung auch hier die völlig affektlose, freundliche und klare Sachlichkeit.

Der Therapeut sagte: „Du musst selber entscheiden. Ist dein Ziel der Kampf gegen alle, die dich kommandieren, so musst du immer aufpassen, dass dir ja niemand Vorschriften macht. Und das ist freilich eine Beschäftigung, die dein ganzes Leben ausfüllen wird. Ist dein Ziel aber die Entfaltung deiner eigenen Kräfte, so gehe in die Schule, lerne, geh zum Tanzen, heirate, und lass die anderen denken, was sie wollen.“

„Aber Sie sind doch allwissend, Sie irren sich doch nie!“ — „Ich mache dir nur Vorschläge. Ob sie richtig sind, musst du selber sehen. Und wenn wir uns irren, verbessern wir den Irrtum, sobald wir ihn merken.“ — „Aber ich habe eine entsetzliche Wut auf Sie!“ — „Nur weil du noch nicht weisst, dass du dein eigener Herr bist.“ — Sie wurde sehr nachdenklich. Und dann sagte sie: „Wollen Sie mein Freund sein?“ (In dieser Frage musste eine Falle liegen. Wer „ja“ gesagt hätte, wäre gefangen gewesen.) — „Alle vernünftigen Menschen helfen sich gegenseitig, folglich wir auch.“ — „Sie sind ein herrlicher Mensch!“ — „Davon müssen wir das nächste Mal reden.“

Berta ging mit fliegenden Fahnen aus der negativen Haltung in die positive über. Wer aber meinte, nun sei die pädagogische Aufgabe gelöst, der würde bald eine bittere Enttäuschung erleben. Der letzte Teil der Behandlung, die Loslösung des Patienten vom Therapeuten, stand noch bevor. —

Ungefähr von der zwölften Besprechung an schwärmte Berta für den Therapeuten. Sie schwur, alles tun zu wollen, was er von ihr verlangte. Und dass sie nicht mehr stahl und zu Hause und in der Schule immer umgänglicher wurde, verkündete sie laut als das Verdienst dieses „herrlichsten aller Menschen“.

Eine solche Einstellung tritt bei der Behandlung jugendlicher fast immer gegen Ende der Kur auf. Manchmal herrscht sie sogar vom ersten Augenblick an. Sie enthält stets zwei Tendenzen, und es kommt darauf an, beiden gerecht zu werden. Einerseits liegt in der starken Bejahung und in der freudigen Gefolgschaft eine erhebliche Steigerung des Mutes und des Vertrauens. Andererseits aber verrät die Krassheit der Zuneigung und die ausschliessliche Abhängigkeit von der Person des Führers noch eine grosse Unsicherheit und vor allem die Unfähigkeit, selbständig die Verantwortung auf sich zu nehmen. Noch deutlicher tritt dies zutage, wenn gelegentlich der Führer gegen die anderen Autoritäten ausgespielt wird. Berta gab des öfteren zu verstehen, dass ihre Lehrer und ihre Eltern recht unfähige Pädagogen seien im Vergleich zu ihrem „herrlichsten aller Menschen“. Denn keiner habe ihr helfen können ausser ihm.

Die begeisterte Unterordnung ist also zugleich Fortschritt und Sicherung. Mut und Mutlosigkeit sind in ihr noch gepaart. Und die Aufgabe besteht darin, einerseits das neu erwachende Vertrauen zu einem Mitmenschen nicht zu enttäuschen, andererseits aber die versteckte Mutlosigkeit zu entlarven und den Mut des Kindes weiter zu heben.

Eines Tages verkündete Berta: „Ich werde zeitlebens Ihr Dienstmädchen sein und dafür sorgen, dass Sie Ruhe haben zum Arbeiten.“ Und der Therapeut antwortete ihr: „Du möchtest aus mir das machen, was man einen „Regiersklaven“ nennt. Ich soll immer alles bestimmen und entscheiden, damit du keine Verantwortung zu tragen brauchst. Wenn es gut geht, würdest du dich nach aussen in meinem Ruhme sonnen und nach innen auf meine Dankbarkeit rechnen. Aber wenn es schlecht geht, treffen alle Vorwürfe mich, und du selber stehst im Glanze deiner gehorsamen Verantwortlichkeit da. Ist das nun lauter Liebe oder ist auch ein wenig Drückebergerei dabei?“

Berta antwortete nicht, sondern sagte: „Wenn Sie verlangen, dass ich mir die Kehle durchschneide, werde ich es tun.“ — „Dann würdest du den Ruhm für den Liebestod ernten und ich die Verantwortung für die Dummheit.“ — „Aber was soll ich machen?“ — „Nichts Besonderes, sondern nur, was gerade nötig ist, und was du für richtig hältst.“

Sie sah missmutig vor sich hin, und es war Zeit, ihre Lebensgeister ein wenig anzufachen. Der Therapeut fragte nach ihrem Lieblingsfach, dem deutschen Aufsatz. Und es entspann sich rasch ein sachliches und lebhaftes Gespräch über verschiedene Aufsatzthemen. Dabei wurde vorausgesetzt und nur nebenbei einmal flüchtig ausgesprochen, dass man die Aufsätze nicht dem Lehrer zuliebe schreibt und auch nicht seinem eigenen Stolz zuliebe, sondern damit das Richtige richtig zu Papier gebracht werde.

Das war das erste sachliche Gespräch, und ihr nächster Aufsatz war die erste vollständig sachliche Leistung, die Berta zustande brachte. Damit war die therapeutische Aufgabe prinzipiell gelöst. Und nur eine gewisse Vorsicht war noch nötig, damit die mühsam gewonnene Sachlichkeit nicht durch zu starkes Lob oder zu kränkende Gleichgültigkeit von seiten der Umgebung wieder in das persönliche Geltungsbedürfnis zurückgebogen werde.

Diebstähle kamen nicht mehr vor, und was an unsozialem Verhalten sonst noch in Erscheinung getreten war, verschwand

von Tag zu Tag mehr, ohne dass es ausdrücklich besprochen werden musste. Je mehr die Quelle des Uebels, die Mutlosigkeit, und das dadurch bedingte Wechselspiel von Minderwertigkeitsgefühl und Geltungsbedürfnis aus der Welt geschafft wurde, um so mehr verschwanden naturgemäss auch alle einzelnen Auswirkungen dieses Uebels. Ja, es hätte eine unnütze Erschwerung der Kur bedeutet, wenn man die Sünden durch ihre eingehende Besprechung in den Vordergrund geschoben hätte. Dadurch wäre nur eine Verstärkung des Minderwertigkeitsgefühls eingetreten, und die Widerstände gegen die mutige Einordnung wären gewachsen. — —

Das Beispiel betrifft allerdings nur einen unserer Affekte, nämlich die Einstellung zum Einzelnen, aber hier ist es sehr lehrreich. Woher diese unerschütterliche Ruhe gegenüber einem Benehmen, das hundert Andere in Aufregung versetzen würde? Drei Punkte müssen hier beachtet werden. Der Arzt tritt dem Mädchen mit einer gründlich fundierten psychologischen Kenntnis gegenüber. Seinem Blick wird sehr rasch der Grund der Fehlentwicklung klar: es ist unterdrückter Geltungstrieb. Niemand wird behaupten wollen, auch wir Lehrer könnten je zuviel psychologische Erkenntnis besitzen. Vieles müssen wir aus der neuern Psychologie, aus einer vorsichtigen Bewertung etwa der Adler'schen, aus einer noch vorsichtigeren der Freud'schen, vieles auch aus der Heilpädagogik lernen; in diesen Gebieten hört das Studium nie auf; wir sollten einen sichern Blick für körperliche und seelische Abnormitäten, Eigenheiten und deren Folgen für die Entwicklung des Kindes haben; wir sollten uns vor allem das Kind überhaupt zum Problem, statt zum fertigen Objekt einer Methode machen. — Die Unbeirrtheit im Vorgehen des Arztes beruht weiter in seiner völligen innern Freiheit; wäre er selber an unerledigte Gefühle, an das Geltenwollen oder an sentimentales Sichschmeichelnlassen, an eigenes Liebesbedürfnis gebunden, so müsste er dem Mädchen gegenüber bald aufbrausen, bald wäre er dessen Schwärmerei ausgeliefert. Nur innere Freiheit gibt auch dem Lehrer die objektive Einstellung zum Kind, die ihm einzig dieses selbst, nicht aber die eigene Person wichtig erscheinen lässt. — Endlich kann der Arzt nur darum so ruhig und objektiv bleiben, weil ihm der unerschütterliche Wille zu dem beseelt, was das ganze Ethos des Erziehers ausmachen sollte, der Wille zum Helfenwollen um jeden Preis. Die Not der andern, ihre Hilfsbedürftigkeit muss jedem erzieherisch Tätigen zum unwiderstehlichen Drang des Helfens werden. Pestalozzi litt an der Menschheit, dieses Leiden war seine Leidenschaft, leidenschaftlich darum auch sein Wille zu helfen überall und sein ganzes Leben lang. — Diese drei Punkte: psychologische Einsicht, innere Freiheit, Helfenwollen — sie geben die Möglichkeit, auch über den Mangel des völligen Verstehens des Andern so hinauszukommen, dass er wenigstens ergriffen und zum guten Willen genötigt wird, die Hilfe anzunehmen.

Es bleibt aber der Affekt, der aus der Vielheit entspringt. Aber diese Vielheit birgt nun ihrerseits in sich Werte, die zur Ueberwindung mancher Unzuläng-

lichkeiten führen können. Ohne den sogenannten Gemeinschaftsschulen extremer Art das Wort reden zu wollen, muss darauf hingewiesen werden, dass die Gemeinschaftswerte eines Kinder- und Klassenverbandes bei uns zu wenig ernsthaft berücksichtigt werden. Es sollte nicht so sein, dass der Lehrer als Einziger einer Masse von unverbundenen Vielen gegenüber steht, vielmehr müsste er die Arbeit in die Gemeinschaft so hineinzustellen verstehen, dass die Kinderschar sie zu ihrer Arbeit macht, dass aus der Gemeinschaft in Arbeits-, Begabungs-, Gesinnungsgruppen die Bewältigung der Aufgabe herauswächst, dass nicht die sogenannte Vermittlung des Lehrstoffs rein aus des Lehrers Willkür, im besten Fall durch das Gängelband von Frage und Antwort erfolgt. Wer das Beste über Gemeinschaftswerte der Klasse hören will, der lese Kurt Zeidlers ausgezeichnetes Büchlein „Die Wiederentdeckung der Grenze“ in „Zeitwende“, Eugen Diederichs, Jena 1926. Wiederentdeckung der Grenze bedeutet das Zurückkommen von den extremen Gemeinschaftsexperimenten in den Hamburger Schulen zu den wahren Gemeinschaftswerten. Wer es sich nur ständig bewusst vor Augen hält, dass er der Klasse als einer Trägerin von solchen Gemeinschaftswerten und nicht einer blossen Masse oder einer passiven, autoritativ zu bewältigenden Vielheit gegenübersteht, hat schon einen Quell von Freude, von Erleichterung und damit ein Gegengewicht gegen die auch so noch unvermeidlichen Affekte gefunden.

Die Kluft sodann zwischen Erwachsenen und Kind kann wiederum eine weitgehende Milderung erfahren durch die Besinnung darauf, dass alle Unterrichtsarbeiten nicht darin beruhen darf, aus dem Gesichtsfeld des Erwachsenen in dasjenige des Kindes die Einsicht hinüberzuspielen oder hinüberbugisieren zu lassen, sondern dass wahre Arbeit nur aus der unmittelbaren Beziehung des Kindes zum Unterrichtsgegenstand selbst erblühen kann. Die Lehrerlogik ist nicht die Kinderlogik; vielmehr soll der Lehrer zuerst sehen, wie sich das Kind mit dem Gegenstand auseinandersetzt, um dann dort einzusetzen, wo das Kind mit der Sache nicht fertig wird. Man stelle dem Schüler den zu besprechenden Gegenstand vor Augen, oder lasse ihn mitbringen. Die Kindergemeinschaft entwirft ihr Bild in Wort und Zeichnung, so wie sie es versteht, der Lehrer greift ergänzend ein, gehe es nun eine Pflanze oder ein Tier oder eine Geschichte an. Wo Fertigkeiten zu erzielen sind, wird die Nachahmungsfreude des Kindes das ihre tun, sofern man den rechten Schwierigkeitsgrad zu treffen versteht. Wer darüber Anregung holen will, wie man das Kind immer zuerst zum rechten Gegenstand statt zum Lehrerwort in Beziehung stellt, der lese die Schriften der Maria Montessori „Selbsttätige Erziehung“ und „Erziehung für Schulkinder“, der vertiefe sich in Kerschensteiner, Burger und in die Genfer Schriften über die Ecole active. Soll ich noch darauf verweisen, dass dem besprochenen Aufsatz der freie, der korrekten Zeichnung, der höhern Interpretation eines Gedichtes die kindliche, der entwickelten sittlichen Maxime

das naive Verhalten des Kindes vorausgehen sollte?

Endlich, Kollegen, unsere Gesundheit! Sie ist durch all die Affektmöglichkeiten bedroht, und wir sind es uns und der Schule schuldig, ihr Sorge zu tragen. Nicht mancher Beruf ist in gleicher Weise Tag für Tag denselben Spannungen ausgesetzt; einzig die Tatsache erweist dies schon, dass wir in jedem Moment erzieherischen Tuns die vielseitigste Aufmerksamkeit aufzubieten haben: Aufmerksamkeit auf den Stoff, seine Gliederung, auf die Vielheit der Schüler, ihre psychologische Lage, auf die sogenannte Disziplin, auf den Einzelnen, auf uns selbst, auf die Ermüdung, die hygienischen Faktoren usw. Wir sind es uns schuldig, eine sorgfältige Kräfteökonomie innezuhalten. Soll ich daran erinnern, wie notwendig Ruhepausen nach der Schule, Spaziergänge, ein striktes Ablehnen vieler Nebenbeschäftigungen sind. Die Leitung eines Chores wollen wir uns gefallen lassen, die Einrichtung einer Volksbibliothek bringt uns Ehre, aber dass wir im einen Verein Präsident, im andern Aktuar, im dritten Fähnrich sind, dass wir am Stammtisch oder am grünen Tisch als die regelmässigsten aufrücken, das verträgt unsere Gesundheit zusammen mit dem Beruf nicht. Ein Weiteres: wir müssen abreagieren können, nicht in der Familie, nicht an der Fastnacht, aber unter uns selbst. Ein 70-jähriger Kollege hatte im Schulzimmer, an der hintern Wand, sich ständig gegenüber, auf grosser Tafel den schön gemalten Spruch hängen: Mensch, ärgere dich nicht! Aber der Aerger kam doch; was ihn einzig zur Abreaktion brachte, das waren unsere Wanderungen zu zweit und zu mehr. Wir hatten, dort in einem Nest an der zürcherisch-aargauischen Grenze, noch Zeit für einander, wir Lehrer. Wie oft wanderten wir hinüber zu einem andern 65-jährigen Kollegen, aargauischem grossem Rat voll herrlichen Humors, froher Rede; er hatte das Unglück, ein böses Eheweib zugeteilt erhalten zu haben, führte uns aber oft an ihr vorbei, wenn sie schon mit dem Besen bereit stand, in seine weinumrankte Stube und schenkte uns einen goldrötlichen milden Saft ein. Also abladen; Aristoteles und Lessing wollten die Tragödie zur Katharsis benützen, wir halten es lieber mit der Komödie. Und nicht so abladen, dass wir über Schüler und Klasse schimpfen, sondern über die Dummheit, uns geärgert zu haben. Ich wüsste kein besseres Mittel als die Aussprache unter Kollegen, kein besseres Mittel auch zur Vertiefung der Berufsauffassung als Vereinigungen zur Besprechung pädagogischer Fragen.

Sorgen wir also für unsere Gesundheit, dann sind wir nicht gebunden an eigene Leiden, sondern frei für unsere Aufgabe, dann werden wir den vielen möglichen Affekten gewachsen und für jene innere Freiheit eher bereit sein, von der wir sprachen, und, wenn dann noch etwas von jener pestalozzischen Leidenschaft zum Menschen hinzukommt, die Verantwortung unserer Aufgabe mit dem Bewusstsein der Freude und Genugtuung tragen, dass wir zu einem schönen Dienst an der Menschheit berufen sind.